

Im Tal der Dingos

Viel Staub und wilde Tiere: Eine Fahrt in den australischen Busch

Als das Flugzeug an diesem Morgen in Newman zur Landung in der Leere dieses sehr alten Landes ansetzte, war die Luft draußen noch kühl; die Sonne war gerade aufgegangen und beleuchtete ein Irgendwo, das ausschließlich aus den Farben Rot und Blau bestand, aus dem roten Staub der Erde und dem Blau des Morgenhimmels. Dazwischen war etwas, das kein richtiger Ort war, sondern irgendwas, und dieses Irgendwas wachte auf und war sehr einfach und sehr klar.

Im Flugzeug von Perth hierher saßen fast nur Minenarbeiter und Ingenieure, die schnell in Autos umgestiegen waren und zu ihren Arbeitsstätten fuhren. Auf dem staubigen Platz vor dem kleinen Flughafengebäude blieben nur die Spuren ihrer Geländewagen zurück. Hier, tausend Kilometer nördöstlich von Perth, der Hauptstadt des Bundesstaates Westaustralien, beginnt die Reise in die Einsamkeit, in den australischen Busch, das Outback. Die Australier nennen das, was uns bevorsteht, campen, aber mit dem, was wir in Europa unter diesem Begriff verstehen, hat es nichts zu tun.

Unser Ziel lag ungefähr 300 Kilometer östlich, dort wo Great Sandy Desert und Little Sandy Desert aneinanderstoßen. Karlamilyi oder Rudall-River-Nationalpark wird die Gegend genannt; der Nationalpark ist der zweitgrößte in Australien. Durch ihn fließt der Rudall River, der im Osten des Parks in den Lake Dora mündet. 1977 wurde der Nationalpark zum Schutz des Ökosystems gegründet, aber immer noch werden in diesem Gebiet Bodenschätze wie Uran, Gold und Platin gefunden, so daß die Minenbetriebe und die Naturschutzbehörden ständig über die Verträglichkeit der wirtschaftlichen mit den ökologischen Interessen verhandeln. Seit der Anerkennung der Ansprüche der Aborigines Anfang der 80er Jahre siedelten sich einige Communities von Ureinwohnern im Nationalpark an. Sie leben sehr zurückgezogen; eine Annäherung an ihre Gebiete sollte man vermeiden. Sie mögen diejenigen nicht, die ihnen einst das Land wegnahmen, sie mögen die Veränderungen nicht, die Bauten, die ihre „Songlines“ zerschneiden, die magischen uralten Pfade, die für die Weißen unsichtbar sind – und wenn sie doch einmal das mochten, was die Europäer mitbrachten, ist ihnen das nicht gut bekommen, besonders die Spirituosen nicht.

Es gibt ein paar klare Regeln, die das Vorhaben, in den Busch zu fahren, von einem europäischen Campingausflug unterscheiden. Im „Aids to survival“, einer Überlebensanleitung, die man bei der Polizei bekommt, stehen all diese Informationen. Man erfährt, wie man ein Auto wieder freibekommt, das überraschenderweise doch im Sand steckengeblieben ist (mit Schlepplatern oder massivem Luftablassen an den Reifen); man erfährt, wie man Wasser aus Baumwurzeln gewinnt und obendrein auch noch einen Schlangenbiß erfolgreich erstversorgt. Schlangen erwischen Menschen in neunzig Prozent der Attacken im Knöchelbereich, zu acht Prozent an den Händen. Die anderen zwei Prozent sind sehr unangenehm. Manche Schlangenbisse verlaufen tödlich. Daß die Überlebenszeit unter optimalen Bedingungen mit einem Liter Wasser in der Wüste immerhin sechs Tage beträgt, erfährt man auch. Mit zehn Litern bleiben einem aber nur etwa zwölf Tage – und keine sechzig – um zu Überleben.

Die Behörden verlangen von den Teilnehmern eines Ausflugs in die Weite des Busches, daß man mindestens mit zwei geländegängigen Autos fährt. Zwei Funkgeräte sind Pflicht. Eine EPIRP, das ist ein Notfunksender, der weltweit empfangen und geortet werden kann, ist empfehlenswert; manche kennen das Gerät aus der Schifffahrt. Ein Satellitentelefon ist ebenfalls praktisch – wenn man es irgendwo aufladen kann. Trotzdem ist jede Reise ins Outback ein Abenteuer. „You've got a jeep to get out of trouble, not to get into it“, ist ein berühmter Ratschlag amerikanischer Autohändler, und jedes Jahr verschwinden ein paar Camper in der Wüste. Wer sich vom Fahrzeug entfernt, dem kann es gehen wie dem Segler, der über Bord seines Schiffes fällt: er ist vom Suchflugzeug aus nicht mehr zu erkennen, verschwindet im tödlichen Irgendwo des Outback.

In Newman, auf einem Campingplatz, treffen wir auf eine Gruppe gutgelaunter Australier, die keine Bedenken zu haben scheinen. Ihr Grundsatz heißt „No pro-



Die Tiere sind so nah, daß man sie riecht. Sie knurren und treten gegen das Zelt. Wir trauen uns nicht, uns zu bewegen.

blem“, ihr Anführer Jeremy. Er sieht aus wie eine Mischung aus einem Goldsucher aus einem Jack-London-Roman und einem Harleyfahrer aus Kalifornien. Er kommt aus Südafrika und spricht ein schönes, verständliches Englisch. Jeremy hatte in der südafrikanischen Armee gedient und im Busch gegen Wilderer gekämpft, er hatte in Nairobi eine Werbeagentur gegründet, und dann hatte er das Großstadtleben und überhaupt ganz Afrika satt. Und wenn einem Afrika zu eng wird, gibt es auf der Welt nur noch ein Ziel: Westaustralien.

Jetzt stieg Jeremy in einen der sieben Wagen, die mit Sandblechen, Zelten, Werkzeugen und Benzinkanistern bepackt waren, und schon nach wenigen Kilometern endete die asphaltierte Straße im Staub. Kängurus sprangen aufgescheucht ins Gebüsch. Auf den Wegschilddern standen Worte, die eher an den Inhalt von Comicsprechblasen erinnerten. Jigalong. Woora Woora. Woody Woody. Hier war Schluß mit Logik, Satz- und Straßenbau. Sogar die Sandpiste verlief sich im flirrenden Nichts, über dem ein paar Keilschwanzadler kreisten und in dem wenig später ein paar Kamele auftauchten. Man erwartet ja viel in Australien, Kängurus, Emus, alles, aber keine Kamele, und man zweifelt an seinem Verstand, wenn man nicht weiß, daß die Tiere von den Afghanen ins Land gebracht

wurden. Als die Kamele verschwanden, war es wieder ganz still und leer, nur ein paar verdorrte Eukalyptusbäume streckten ihre hellgrauen, alten Äste in den Himmel; im Restlicht sehen sie aus, als würde sich ein unbekanntes Wesen mit seinen Krallen aus dem Boden graben und aufrichten, die Erde abschütteln und in die Weite der ausgetrockneten Salzseen laufen.

Wir fuhren vorbei an Bächen, die in Wassertümpeln, sogenannten Billabongs, endeten und quecksilbrig den blauen Himmel spiegelten. Kleine Wälder aus weißen Gumtrees standen zwischen Sanddünen. Jemand pfiff zerstreut ein Lied vor sich hin, und für einen Moment überlegten wir, ob es am Ende etwas mit der Landschaft zu tun hatte – denn die Aborigines singen nicht, um ihre Angst oder ihre Zeit zu vertreiben. Für sie sind Lieder Landkarten. Bruce Chatwin hat in seinem Roman „Songlines“ erklärt, was Wissenschaftler erst spät herausgefunden haben: Die Merkmale der Topologie, Hügel, Wüste, Fluß, werden in Töne „übersetzt“; eine Wüste ist ein langer, monotoner Ton, ein Hügel ein ansteigender Tonlauf; so entsteht ein musikalisches Abbild der Landschaft. Das Lied ist eine gesungene Landkarte, die von Berg zu Fluß, von einem Tal zur Felsenkette durch einen Wald zu einem mythischen Ort führt. Auch das ist eine Erfahrung in der Leere des Outback – man fährt durch tausende von Songlines, die man nie sehen, nie erkennen wird.

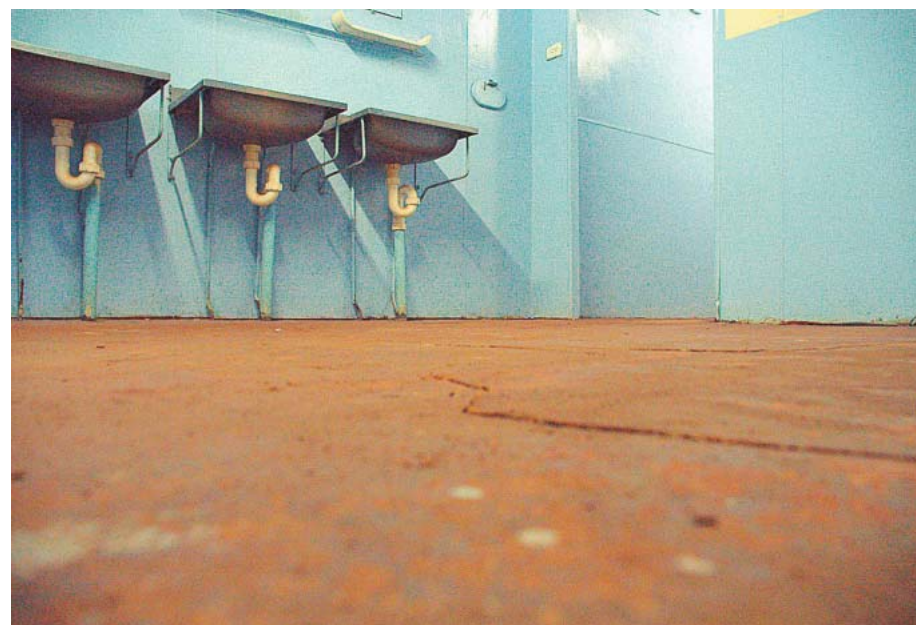
Was wir statt dessen sahen, war der Sonnenuntergang in der Wüste: Das rote Glühen der Erde vor dem schwarzblauen Himmel sah aus, als flösse ein Lavastrom in die Nacht, das Kreuz des Südens wurde sichtbar, jemand machte ein Feuer, dann bauten wir die Zelte auf. Der Umgang mit dem Raum, der Leere unterscheidet die Australier von uns. Sie lassen einige hundert Meter Platz zwischen den Zelten, genießen die Freiheit und die Ruhe in der Wüste. Sie haben keine Angst vor dem, was passiert, wenn das Feuer erlischt. Und es passiert einiges.

In der Nacht wachten wir von seltsamen Geräuschen auf. Irgendwelche Tiere strichen ums Zelt, vielleicht neugierige Dingos, die aussehen wie eine Mischung aus Wolf, Schäferhund und Kojothe. Sie fressen hauptsächlich Aas und stinken dementsprechend, und der Gestank sprach dafür, daß es Dingos waren. Normalerweise legen sie sich ungerne mit Menschen an, aber unangenehm ist es trotzdem, wenn ein Rudel Raubtiere um ein Zelt schleicht. Die anderen Camper sind weit weg. Keiner kann uns hören. Die Tiere schnüffeln und knurren, treten gegen die Zeltpläne. Wir trauen uns nicht, uns zu bewegen. Dann werden die Tiere ruhiger und wir zu müde, um Angst zu haben. Das ist der australische Moment: Wer mit der latenten Gefahr lebt, kann sich nicht rund um die Uhr ängstigen, die Gefahr erscheint nicht mehr als Gefahr; „no problem“ ist das Motto, und meistens geht es gut.

Am Morgen ist die vertraute Mischung aus Rot und Blau wiederhergestellt, die Tiere sind weg wie ein alter, archaischer Traum, nur ein paar Dingospuren führen ums Zelt, wie eine Erinnerung, daß das Archaische hier sehr lebendig ist. Dann geht die Fahrt weiter in die Einsamkeit, zum nächsten Berg, der vielleicht früher ein Lebewesen, ein Lied oder ein Monster war. IVO GOETZ



Die Trockenheit läßt seltsame Architekturen aus Lehm entstehen. In der Wüste ist man auf sich gestellt; manchmal donnert ein Roadtrain vorbei, einer der großen Lastzüge, manchmal taucht ein Kamel auf, und Erfrischung bieten nur die schrottrigen Herbergsbäder. Fotos Ivo Goetz



Letzte Ausfahrt endlos roter Staub: Der Weg in das westaustralische Outback

Einreise Deutsche Staatsangehörige benötigen ein Visum, es muß vor Reiseantritt eingeholt werden und wird in Form einer elektronischen Einreiseerlaubnis erteilt. Diese wird meist beim Buchen einer Australienreise durch das Reisebüro eingeholt, kann aber auch online beantragt werden. Informationen dazu bietet auch die Australische Botschaft unter www.australian-embassy.de oder unter Telefon 0 30/8 80 08 80.

Anreise Singapore Airlines fliegt über Singapur nach Perth (ab 898 Euro, zzgl. ca. 300 Euro Steuern). Informationen unter www.singaporeair.de oder unter Telefon 0 69/ 7 19 52 00. Von Perth geht es weiter mit Qantas nach Newman (ab ca. 230 AU-\$), mehr dazu unter www.qantas.com/de oder bei Qantas Deutschland, Telefon 0 18 05/25 06 20. Von dort mit dem Geländewagen 300 Kilometer in den Rudall-River-Nationalpark.

Touren ins Outback Der australische Spezialreiseveranstalter Global Gypsies veran-



staltet verschiedene Touren in Westaustralien, die teilweise sehr tief in die Einsamkeit

und in touristisch unberührte Gegenden führen und ohne ortskundigen Guide nicht zu bereisen sind. Die Rudall-River-Expedition kostet pro Person rund 850 Euro. Weitere Informationen bei Global Gypsies, PO Box 123, Scarborough WA 6922, Telefon 00 61/ 8/93 41 67 27, Fax 00 61/8/92 05 13 30, info@globalgypsies.com.au, www.globalgypsies.com.au.

Weitere Informationen zu Westaustralien gibt es unter: www.australien-info.de und www.westernaustralia.com.

Literatur Auf die Region spezialisiert ist der Reiseführer „Australien Outback“ (Dumont-Reiseverlag, 400 Seiten, 22,50 Euro). Näheres zu den ursprünglichen Bewohnern bietet Gerhard Leitners „Die Aborigines Australiens“ (C. H. Beck Wissen, 126 Seiten, 7,90 Euro). Ein guter Reiseführer für eine Reise durch den gesamten Kontinent ist „Australien“ (Stefan-Loose-Travel-Handbücher, 832 Seiten, 23,95 Euro). *kaka*